

**MICHAEL ROTHBERG: MULTIDIREKTIONALE ERINNERUNG.  
HOLOCAUSTGEDENKEN IM ZEITALTER DER  
DEKOLONISIERUNG, BERLIN, METROPOL 2021, 405 PÁGS.**

LINDA MAEDING  
Universität Bremen  
maeding@uni-bremen.de  
ORCID: 0000-0003-0791-0747

In welchem Verhältnis steht das Gedächtnis des Holocaust zur gesellschaftlichen Erinnerung an Kolonialismus und Sklaverei? Wie verändert sich kollektive Erinnerung in transnationalen Kontexten? Die Globalisierung von Erinnerungsdiskursen ist in vollem Gange und führt unabweisbar zu Reibungen, Konflikten, auch zu Kämpfen um die Deutung der Vergangenheit. Das Potenzial dieser transkulturellen und transnationalen Veränderung des Gedächtnisses erkundet der US-amerikanische Literaturwissenschaftler Michael Rothberg in seiner Studie *Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung*, die in der mit einiger Verzögerung 2021 auf Deutsch erschienenen Ausgabe (2009 im englischen Original) intensiv geführte Debatten entfacht hat. Rothbergs Minimaldefinition von Erinnerung als „vergegenwärtigte Vergangenheit“ (S. 28), die es erlaubt, Gedächtnis als Gegenwartsphänomen zu begreifen, deutet bereits auf das Skandalisierungspotenzial des vermeintlich Vergangenen für uns Heutige hin.

Der Eklat um die im Sommer 2022 veranstaltete Kasseler Kunstausstellung *documenta 15*, kuratiert vom indonesischen Künstlerkollektiv ruangrupa, zeigte zuletzt eindrücklich, wie schwierig in Deutschland postkolonialer Aktivismus und Holocaust-Erinnerung zu vereinbaren sind – und das jenseits der schwerwiegenden Antisemitismus-Vorwürfe gegenüber einzelner aus dem globalen Süden stammenden Werken. Gerade die im *documenta*-Kontext gelaufenen, heftigen Diskussionen in der Öffentlichkeit zeugten von den Affekten, die mit der deutschen Erinnerung an die Judenvernichtung und ihrem Verhältnis zum Gedenken anderer Genozide und Opfergeschichten verbunden sind.

In diese Gemengelage greift Rothberg mit seinem Buch ein, um

die Geschichte der Holocaust-Erinnerung als eine fortlaufende dialogische Interaktion mit Geschichten und Erinnerungen an Kolonialismus, Sklaverei, Rassismus und Dekolonialisierung neu zu erzählen (S. 16).

Mit diesen Worten bringt der Forscher sein Anliegen in einem Interview mit Felix Axster und Jana König vor, das der deutschen Ausgabe zur Einführung vorangestellt wird und tatsächlich sehr dicht die Zielsetzung, Methodik und

Widerstände der Studie referiert – und diese zudem explizit für die deutsche Öffentlichkeit rahmt.

„Multidirektional“ – um das kennzeichnende Attribut dieser Erinnerung aus dem Titel aufzunehmen – heißt für Rothberg in erster Linie nicht konkurrierend. Tatsächlich fragen die Interview-Partner den Autor mit einiger Berechtigung, inwiefern die Angst, „die Spezifika des Holocaust könnten sich in einer allgemeinen und komparativen Geschichte globaler Massengewalt auflösen, gerade im Land der Täter“ verständlich sei und wie sich Rothbergs Modell dann „zu ethisch problematischen oder gar illegitimen Bezugnahmen auf den Holocaust, wie wir sie momentan im Rahmen der Proteste gegen die Corona-Maßnahmen erleben“ (S. 11), verhalte. Tatsächlich kann multidirektionale Erinnerung, so räumt Rothberg ein, diese Gefahr nicht ausräumen. Die Befürchtung aber, der Holocaust werde relativiert, wenn er ins Verhältnis zu anderen Massenverbrechen gesetzt werde, sei ungerechtfertigt. Tatsächlich ist die Studie als Widerlegung dieser Angst angelegt: Sie entwickelt das Modell einer vergleichenden Form der Erinnerung in Zeiten der Dekolonialisierung, die unter anderem Berührungsfelder verschiedener Viktimisierungsgeschichten aufdeckt. Vergleichen, ohne gleichzusetzen; Analogien ziehen, ohne Grenzen zu verwischen, ist in diesem Sinne das der Studie inhärente Motto. Sie baut auf der Grundannahme Rothbergs, kollektive Erinnerung sei kein „Nullsummenspiel“, wie Akteure im Kampf um Erinnerungshegemonie oft suggerierten. Die kollektive Erinnerung unterliege, anders als unhinterfragt angenommen, aber gerade keiner „Logik der Knappheit“ (S. 26). Kritiker ebenso wie Befürworter der Singularitätsannahme des Holocaust hängen dem Denken von der Erinnerungskonkurrenz an. Rothberg dagegen interessiert sich für Transferleistungen von Erinnerungsdiskursen verschiedener Kollektive, Identitäten und Geschichten. Erinnerungen müssten sich nicht gegenseitig verdrängen, um anerkannt zu werden. Der Holocaust ermöglichte gar die Erinnerung an andere Genozide und Gewaltgeschichten, ebenso wie auch die Herausbildung des Holocaust-Gedenkens selbst in engem Zusammenhang mit Geschehnissen der Nachkriegszeit stand (S. 31). Rothberg versteht seinen Ansatz vor diesem Hintergrund als „Archäologie der komparativen Vorstellungskraft“ (S. 48), die unweigerlich auch politische Positionen impliziert, ohne jedoch direkt im politischen Raum zu intervenieren.

Erschwerend kommt aber in diesem Fall hinzu, dass es sich bei dem hier auf dem Spiel stehenden Gedächtnis um traumatische Erinnerungen handelt. Es verwundert daher auch nicht, dass eine der theoretischen Quellen Rothbergs Sigmund Freuds Psychoanalyse ist. In der Einleitung, die das erkenntnistheoretische, politische und historische Feld absteckt, zeigt der Autor in diesem Sinne Einflüsse und Vorbilder seiner Theorie auf. Aus der Psychoanalyse funktionalisiert er insbesondere Freuds Begriff der Deckerinnerung, als Schutzschild ebenso wie als Projektionsfläche. Während die Deckerinnerung unangenehmere, ja traumatische Erinnerungen verdrängt und

dabei individuell-subjektiv vorgeht, ist das multidirektionale Erinnern jedoch auf die kollektiv-historische Sphäre angelegt. Es handelt sich dabei um ein „geteiltes Erinnern“ (Avishai Margalit), das von Individuen ausgeht und sich dann über Gruppennetzwerke fortträgt und entfaltet. Insofern ist die auch in anderen kulturwissenschaftlichen Studien vollzogene Adaption des Konzepts der Deckerinnerung durchaus diskutabel und in diesem Fall begrenzt anwendbar auf die US-amerikanische Gesellschaft, in der das institutionalisierte Gedenken des Holocaust „nähere“ traumatische und destabilisierende Erinnerungen an das Erbe der Sklaverei verdecken mag. Ihre theoretisch-kulturwissenschaftliche Inspiration bezieht Rothberg Modell aus Paul Gilroys mittlerweile kanonischer Untersuchung *The Black Atlantic* (1993), die die Dynamik um *black diaspora*, Sklaverei und Kolonialismus als transkulturelles Geschehen fokussiert.

Nun gab es aber schon in der Nachkriegszeit (heute oft vergessene) Stimmen in Literatur, Essayistik und Film, die eine Beziehung zwischen den verschiedenen „Erinnerungshinterlassenschaften“ etablierten und die das Verhältnis von Holocaust und Kolonialismus zudem nicht im Modus der Verdrängung dachten. Ihnen widmet sich Rothberg insbesondere im ersten Teil der Studie. Ein früher Versuch, Erinnerung multidirektional zu denken, ist W.E.B. Du Bois' Aufsatz *The Negro and the Warsaw Ghetto*, der 1952 in einer jüdisch-kommunistischen Zeitschrift veröffentlicht wurde und die Reflexionen des schwarzen US-Bürgerrechtlers und Aktivisten beim Besuch des Warschauer Ghettos schildert. An diesem Text ebenso wie an Zeugnissen des Holocaust-Gedenkens in Zeiten des Unabhängigkeitskriegs in Algerien macht Rothberg Spuren aus, die die „Existenz einer langfristigen, minoritären Tradition ‚dekolonisierten‘ Holocaustgedenkens“ (S. 49) belegen. In der „Epoche der Dekolonialisierung“, so zeigt der Forscher, entstand ein Netz aus gegenseitigen Bezugnahmen, ein in Texten und Filmen transportiertes Bewusstsein für die Verwobenheit der Geschichten von Holocaust und Kolonialismus, das heute – so hat es den Anschein – tendenziell eher wieder zurückgenommen wird.

Die vier Teile der umfangreichen Studie mit je zwei Kapiteln gehen diesen teils verschütteten, teils bisher nur nicht im Kontext verwobener Geschichten gelesenen Spuren nach. Teil I, „Bumerang-Effekte: Nacktes Leben, Trauma und die koloniale Wende in der Holocaustforschung“, widmet sich in einem Kapitel den provokanten Thesen des Négritude-Dichters Aimé Césaire über den Kolonialismus und den Holocaust als Wiederkehr des verdrängten Kolonialen: Den Holocaust aus postkolonialer Perspektive zu fokussieren heißt hier für Rothberg, die Gewalt, die im Zivilisationsbruch zutage trat, als Boomerang-Effekt zu verstehen und die Gewalt in den außereuropäischen Territorien als Vorgeschichte anzunehmen. Im zweiten Kapitel dieses ersten Teils stehen Hannah Arendts Überlegungen aus ihrer Totalitarismus-Studie *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* im Mittelpunkt. Arendt erkennt und benennt bekanntlich Verbindungslinien zwischen Holocaust und dem Kolonialismus,

obwohl ihre Analysen einem eurozentristischen Weltbild verhaftet bleiben. Ihre Analyse kommt aber Rothbergs im vorangestellten Interview geäußerten Anliegen zugute, „die politische Dynamik öffentlicher Erinnerung [zu] verstehen und eine nuancierte Ethik des Vergleichs [zu] entwickeln“ (S. 11). Der Autor unterscheidet zwischen Vergleichen, die nivellieren, und solchen, die Unterschiede anerkennen.

Teil II der Studie, „Migrationen der Erinnerung: Ruinen, Ghettos, Diasporen“, setzt die Auseinandersetzung mit der frühen Nachkriegszeit fort und widmet sich verstärkt Räumen und Orten von Erinnerungsverschiebungen. Untersuchte Autoren sind der bereits genannte W.E.B. Du Bois, Caryl Phillips sowie André Schwarz-Barts, der den Genozid an den Juden in seinem Romanwerk mit karibischer Geschichte verwob. Teil III, betitelt „Wahrheit, Folter, Zeugnis: Holocaustgedenken während des Algerienkriegs“, und Teil IV, „Der 17. Oktober 1961: Ein Ort des Holocaustgedenkens?“ führen dann nach Frankreich und fokussieren zunächst antikoloniale Kulturzeugnisse (Teil III): Während im Eichmann-Prozess eine ganze Reihe an Überlebendenberichten erstmals an die Öffentlichkeit drangen, fertigten Jean Rouch und Edgar Morin parallel dazu einen Dokumentarfilm im Stil des *cinéma vérité* an, der Zeugnisse mit einarbeitet. *Chronik eines Sommers* (Kapitel 6) verhandelt den Zeitzeugenbericht einer Holocaust-Überlebenden während des Algerienkriegs, im Kapitel 7 stehen die Briefe einer Holocaust-Überlebenden zum Algerienkrieg, *Les belles lettres* (1961) von Charlotte Delbo, im Zentrum. Teil IV widmet sich dann den Reaktionen von Intellektuellen und Aktivist\*innen auf das Massaker der Polizei an unbewaffneten algerischen Protestierenden während einer Pariser Demonstration am 17. Oktober 1961 und seine Vernetzung mit anderen Geschichten.

Der Epilog „Multidirektionale Erinnerung in einem Zeitalter der Besatzungen“ erinnert an die heutige Aktualität dieses Modells. Neben dem „Krieg gegen den Terror“, der einen verstörenden Nachhall auch mit Blick auf die westliche Kolonialgeschichte erzeugt habe, sei der israelisch-palästinensische Konflikt heute der andere dominierende politische Schauplatz multidirektionaler Erinnerung. Vor diesem Hintergrund – gerade auch der deutschsprachigen Erinnerungskultur – wird die Brisanz von Rothbergs Ansatz deutlich, der sich gegen ein Verbot des Vergleichs richtet und auf der Erkenntnis ruht, dass

Debatten über kollektive Erinnerung und Gruppenidentität in erster Linie Kämpfe [seien], bei denen es um Ungerechtigkeiten im Bereich der Anerkennung geht, also darum, wessen Geschichte und Kultur gewürdigt werden soll. (S. 47)

Ausgehend von dieser These hat multidirektionales Erinnern immer auch ein ethisches Anliegen, indem es Fragen ausgleichender Gerechtigkeit aufwirft. Dies macht es auch für die oft mit großer Härte geführten identitätspolitischen Auseinandersetzungen unserer Tage brauchbar. Es kann im besten Fall, so

Rothberg, zu einer Art „differenzierte[r] Solidarität“ (S. 12) führen – Solidarität, nicht Identifikation. Nicht allen dürfte die Vermengung von wissenschaftlicher Untersuchung und gesellschaftlichem Aktivismus gefallen. Dass Rothbergs Modell aber tatsächlich sowohl in den Geisteswissenschaften als auch in der deutschsprachigen Öffentlichkeit wichtige Debatten angestoßen hat, ist unzweifelhaft.



Llevat que s'hi indiqui el contrari, els continguts d'aquesta revista están subjectes a la llicència de Creative Commons: Reconeixement 3.0 Espanya.